

Die religiöse Entwicklung unseres schweizerischen Dichters Gottfried Keller

Autor(en): **Scheiwiler**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz**

Band (Jahr): **10 (1903)**

Heft 25

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-535122>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pädagogische Blätter.

Vereinigung des „Schweiz. Erziehungsfreundes“ und der „Pädagog. Monatschrift“.

Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz
und des Schweizer. kathol. Erziehungsvereins.

Einsiedeln, 20. Juni 1903.

No. 25.

10. Jahrgang.

Redaktionskommission:

Die H. H. Seminar Direktoren F. X. Kunz, Säckirch, Luzern; G. Baumgartner, Zug; Dr. J. Stöbel, Rickenbach, Schwyz; H. G. Leo Benz, Pfarrer, Berg, Kt. St. Gallen, und G. Frei zum Storch, Einsiedeln. — Einsendungen und Inserate sind an letzteren, als den Chef-Redaktor, zu richten.

Abonnement:

Erscheint wöchentlich einmal und kostet jährlich für Vereinsmitglieder 4 Fr., für Lehramtskandidaten 3 Fr., für Nichtmitglieder 5 Fr. Bestellungen bei den Verlegern: Eberle & Rickenbach, Verlagshandlung, Einsiedeln.

Die religiöse Entwicklung unseres Schweizerischen Dichters Gottfried Keller.

Von Dr. Scheiwiler, Rektor.

Der Ruhm Gottfried Kellers ist noch in fortwährendem Steigen begriffen, und viele, besonders im Ausland, zählen ihn den größten deutschen Dichtern des 19. Jahrhunderts bei. Ein besonderes Interesse in Kellers Leben beansprucht sein religiöser Werdegang, den uns vorzüglich sein „Grüner Heinrich“ und der unlängst von Bächtold veröffentlichte Briefwechsel des Dichters mit größter Klarheit schildern. Es ist zugleich ein belehrendes Stimmungsbild vom Seelenzustand einer großen Anzahl unserer Zeitgenossen, die eben wegen ihrer seelischen Verwandtschaft den hervorragenden Zürcher Dichter so hoch schätzen.

Sehr anziehend und feinsinnig zeichnet Keller im „Grünen Heinrich“ seine Kindheits Erinnerungen.

Wolken und Alpenketten sind es zunächst, die in dem Kinde die Ahnung höherer und unsichtbarer Mächte erwecken; „Berg“ und „Wolke“ werden ihm zu Gottesnamen, so auch der Wetterhahn über dem Turm-

glöckchen, das zum Gebete ruft, und das Bild eines prächtig gefärbten Tigers. Das überlegte Beten des „Vaterunsers“ läutert diese Idee von Gott.

In der Schule setzen sich dem Gottesbegriff des Knaben neue Elemente an. Eine ungerechte Züchtigung entlockt ihm den Ausruf: „Sondern erlöse uns von dem Übel!“, wobei ihm Gott vor Augen steht als der hilfreiche Vater der Bedrängten. Als am gleichen Tage seinem Züchtiger ein Unfall zustößt, versteht er die Bitte: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.“ So brachte ihm der erste Schultag die dreifache Lehre, „daß man einen Gott in der Not anrufen müsse, daß derselbe gerecht sei, daß wir keinen Haß und keine Rache in uns tragen sollen.“ Diesem Gottesbegriff entsprachen denn auch die Gebete des Kindes.

„Der Stoff meiner Anrufungen bestand aus der wunderlichsten Mischung. Das eine Mal bat ich um das Gelingen eines schwierigen Rechenerempels oder, daß der Vorgesetzte für einen Tintenflex in meinem Hefte mit Blindheit geschlagen werde; das andere Mal, ein zweiter Josua, um Stillstand der Sonne, wenn ich mich zu verspäten drohte, oder auch um Erlangung eines leckern Backwerks.“

Kellers Mutter, eine brave, tüchtige Hausfrau, verstand das tiefe, phantastische Wesen ihres Sohnes nicht. Ihr Christentum, eine nüchterne, praktische Frömmigkeit, war weit abliegend vom schwärmerischen Gemüt ihres Kindes.

Im mütterlichen Hause verkehrten viele Leute, von denen besonders zwei ausgesprochene Atheisten vielleicht einen schlimmen Einfluß auf den empfänglichen Knaben ausübten.

„Der Eine, ein schlichter, einsilbiger Schreinersmann, welcher schon manches Hundert Särge gefertigt und zugenagelt hatte, war ein (sogenannter) braver Mann und versicherte dann und wann einmal mit dürren Worten, er glaube ebenso wenig an ein ewiges Leben, als man von Gott etwas wissen könne. Im Uebrigen hörte man nie eine freche Rede oder ein Spottwort von ihm, er rauchte gemächlich sein Pfeifchen und ließ es über sich ergehen, wenn die Weiber mit fließenden Betebrungsreden über ihn herfielen.“ Sein Gesinnungsgenosse dagegen, ein Schneider, hinter dem wenig steckte, machte sich einen Spaß daraus, über Gläubige zu spotten. Als es freilich zum Sterben kam, tat dies der Schneider „so verzagt und zernirscht, heulend und zähneklappernd, nach Gebet verlangend, daß die guten Leute einen glänzenden Triumph feierten, indessen der Schreiner ebenso ruhig und unangefochten seinen letzten Sarg hobelte, welchen er sich selbst bestimmte, wie einst seinen ersten.“

Auch pietistische Frömmigkeit trat Keller zu Hause entgegen, ohne tiefer auf ihn einzutwirken.

In der Schule wurde dem Knaben die christliche Religion völlig verleidet. Ein ganz zorniges Kapitel widmet er im „Grünen Heinrich“ dem Katechismus.

„Ein kleines Buch voll hölzerner, blutloser Fragen und Antworten, losgerissen aus dem Leben der biblischen Schriften, nur geeignet, den dürren Verstand bejahrter und verstockter Menschen zu beschäftigen, mußte während der so unendlich scheinenden Jugendjahre in ewigem Wiedertäuen auswendig gelernt und in verständnislosem Dialoge hergesagt werden.“

Widerwille gegen den Katecheten wie gegen das von ihm Vorgetragene flößten dem Dichter eine solche Abneigung gegen alles kirchliche Christentum ein, daß er in unverhältnismäßig frühen Jahren einen Bruch mit der Religion vollzog, der nie mehr heilen sollte.

Begreiflich, daß der Gedanke und Glaube an Gott immer mehr aus seiner Seele schwand, daß ihm Gott nur noch eine „notwendige, aber nüchterne und schulmeisterliche Wirklichkeit war, zu welcher er nur zurückkehrte, wie ein müde getummelter, hungriger Knabe zur alltäglichen Haussuppe, und mit der er so schnell wie möglich fertig zu werden suchte.“

Wie ein kaltes, ödes Land liegen daher nach Kellers eigenem Urteil jene weichsten, bildsamsten Jahre hinter ihm. Er war den Lehrern nicht gewogen, und diese sagten ihrerseits von ihm: „Das ist ein seltsames Gewächs, man weiß nicht viel damit anzufangen.“ Eine gewaltsame Schulentlassung endete diese unfruchtbare Zeit, und Keller sah sich zu seinem großen Schmerze „ausgeschlossen aus den reichen Gärten der reiferen Schulbildung“.

Voll Bitterkeit äußert sich unser Dichter über den Konfirmandenunterricht, bei dem die Schüler streng abgeteilt nach Ständen saßen, obenan die Herrenjöhne, „die von Hause aus zum äußern Frieden mit der Kirche streng erzogen wurden“, in der Mitte die harmlosen Bürgersöhne, unten, ganz in der Dunkelheit, arme Schusterslehrlinge, Dienstboten und Fabrikarbeiter. Es empörte Keller, in kalter Winterfrühe „in der düstern Stube zwischen langen Reihen einer Schar anderer schlaftrunkener Jünglinge das allerfabelhafteste Traumleben führen zu sollen, unter dem eintönigen Befehl eines geistlichen Ministers, mit dem ich sonst auf der Welt nichts zu schaffen hatte.“

Es werde, so klagt er den Religionsunterricht an, in der christlichen Unterweisung die Mythologie einer vergangenen Zeit und eines weit abgelegenen Landes als geschichtliche Wahrheit ausgegeben und das religiöse Leben der Gegenwart sklavisches darnach geregelt. Scharfe Kritik wird geübt an der Lehre von der Sünde. Das Wort Sünde mißfällt ihm.

„Es hatte einen zu handwerksmäßigen Anstrich, einen widerlich technischen Geruch, wie von einer Leimsiederei oder von dem säuerlich verdorbenen Schlichtbrei eines Leinenwebers.“

Und nun gar die Lehre vom Glauben!

„Glaube! O wie unsäglich blöde klingt mich das Wort an! Es ist die allerverzwickteste Erfindung, welche der Menscheng Geist machen konnte in einer zugespitzten Sammeslaune!“

Dem dritten Hauptstück des Unterrichtes, der christlichen Sittlichkeit, wirft Keller ungenügende und schlechte Motivierung vor. Die Idee Gottes als leitendes Motiv der Liebe erscheint ihm als Hemmnis rein menschlicher Barmherzigkeit und Hingebung.

„Die unmittelbare Rücksicht auf den lieben Gott ist mir gewissermaßen hinderlich und unbequem, wenn sich die natürliche Liebe in mir geltend machen will. — Daher freue ich mich immer, wenn es mir geschieht, daß ich unbedacht meine Pflicht erfüllt habe und es mir erst nachträglich einfällt, daß das etwas Verdienstliches sein dürfte; ich pflege dann höchst vergnügt ein Schippchen gegen den Himmel zu schlagen und zu rufen: Siehst du, alter Papa, nun bin ich dir doch durchgewischt.“ (!)

So tat Keller mit seiner Konfirmation das Kirchenchristentum für immer ab, glaubt aber, daß er „alles in allem genommen, doch unter Menschen, welche in einem geistigen Christentum leben, zu bestehen vermöchte.“ Und nicht ohne Schauer fühlte er sich als Apostat einer uralten, durch Tradition geweihten Lehre und Gemeinde.

So steht Gottfried Keller bereits beim Eintritt ins Jünglingsalter als vollendeter Skeptiker, ja Freidenker vor uns, der Schritt für Schritt die religiösen Begriffe der Kindheit wie alte Lappen von sich wirft. Doch fühlt auch er das zwingende Bedürfnis, eine Weltanschauung zu haben, und das Evangelium auf der Suche nach dieser werden ihm die Werke von Jean Paul und von Goethe.

Von jenem lernte er die Liebe zur Natur und glaubt nun Gott in der sichtbaren Welt zu schauen, „groß, aber voll Liebe; heilig, aber als einen Gott des Lächelns und des Scherzes; furchtbar von Gewalt, doch sich schmiegend und bergend in einer Kinderbrust, hervor guckend aus einem Kinderauge wie das Osterhäschen aus Blumen. Das war ein anderer Herr und Gönner als der silbenstecherische Patron des Katechismus.“

In dieser unbestimmten, die Brust mit tausend seligen Ahnungen füllenden Idealwelt fühlt sich der jugendliche Schwärmer unendlich wohl und zufrieden. Von Goethe aber lernte unser Dichter jenes, wenn der Ausdruck nicht widersinnig wäre, natürliche Christentum, das den Allmeister Goethe zum Idol der ganzen „christusfreien“ Menschenklasse hat werden lassen — eine Weltanschauung, die unendlich reicher ist an Phrasen, als an Wahrheit. Da fordert Keller von Neuem jene „hohe, große majestätische Einfalt, mit der er den Schöpfer und seine Schöpfung, sich selbst, erforschte, anbetet und liebt.“ (!) „Er sei edel und einfach, aber einfach mit Geschmack, aus Achtung seiner selbst, und nicht, um andern zu gefallen.“

Der Mensch soll nicht tugendhaft, sondern nur natürlich sein. Überhaupt ist das Wort „tugendhaft“ ein kleinliches, ärmliches, frömmelndes Ding und soll vom Mann gar nie ausgesprochen werden, weil der, welcher die Natur in ihrem heiligen Walten verehrt und die Menschen

verehrt und die Menschen gerade um ihrer Sünde willen bemitleidet, die Tugend sich nicht erst anzugewöhnen braucht, sondern sie ist sein Element.

Im „Straußenhandel und Bürriputsch“ des Jahres 1837 war Gottfried Keller naturgemäß auf Seite des Christusleugners.

Als er bald darauf nach München ging, gab ihm sein Mütterlein die Mahnung mit, Gott nie zu vergessen. In einem Briefe vom 19. September 1841 versichert er, daß er der Mahnung gedenke, „aber dessen ungeachtet“, fährt er fort, „ist es mir unmöglich, die nüchternen und kalten Predigten unserer reformierten Pfaffen zu hören und ihre alten, tausendmal aufgewärmten Gemeinprüche, die doch so selten in unsere gegenwärtige Lage passen, wiederzuzuhören.“

In köstlicher, aber frivoler Sprache schildert der Dichter, was er einmal bei peinlichster Geldverlegenheit zu München tat.

„In diesem Augenblick der Not sammelten sich meine paar Lebensgeister und hielten Ratsversammlung gleich den Bürgern einer belagerten Stadt, deren Anführer darnieder liegt. Sie beschloßen, zu einer außerordentlichen, verzährrten Maßregel zurückzukehren, — sich unmittelbar an die göttliche Vorsehung zu wenden. Ich hörte aufmerksam zu und störte sie nicht, und so sah ich denn auf dem dämmernden Grund meiner Seele etwas wie ein Gebet sich entwickeln, wovon ich nicht erkennen konnte, ob es ein Krebslein oder ein Fröschlein werden wollte. Mögen sie's in Gottes Namen probieren, dachte ich, es wird jedenfalls nicht schaden, etwas Böses ist es nie gewesen. Also ließ ich das zu stande gekommene Seufzerwesen unbehindert zum Himmel fahren, ohne daß ich mich seiner Gestalt genauer zu erinnern vermöchte.“

Ein paar Augenblicke vergehen; da trifft ein goldener Glanz wie von einem Fingerring das Auge des Beters. Er geht der Lichtspur nach und entdeckt die metallene Klappe seiner Flöte, die vergessen in einem Winkel steht. Es blitzt in ihm der Gedanke auf, das Instrument zu verkaufen, um wieder einmal tüchtig zu essen.

„Noch heute, äußert sich der Dichter im „Grünen Heinrich“ über das „Flötenwunder“, lache ich weder über die Geringsfügigkeit jener Not, noch über den vorübergehenden Wunderglauben, noch über die pedantische Abrechnung, die demselben folgte.“

In die Heimat zurückgekehrt, stand Keller während der religiös-politischen Kämpfe der 40er Jahre unter den Vorkämpfern der radikalen Partei, ja nahm sogar an einem Freischarenzuge gegen „Sonderbund und Jesuiten“ teil. Damals schrieb er auch ins Tagebuch:

„Jeder Mensch soll sich seine religiösen Bedürfnisse selbst anordnen und befriedigen, und dazu sollen Aufklärung und Bildung ihm verhelfen.“

So ist denn Kellers religiöse Stimmung in der ersten Hälfte seines Lebens ein unklarer, nach subjektiver Freiheit und Zügellosigkeit verlangender Pantheismus, den er mit den Worten schildert:

„Gott ist ein großes, stilles Haus,
Das offen steht zu jeder Stunde!
Kein Ton geht weder ein noch aus,
Und dunkel scheint's in seinem Grunde.
Und willst du einen Namen rufen
In seine ungemess'nen Hallen,
Dann wanken unter dir die Stufen,
Und seine Tore niederfallen.“

Eine radikale Veränderung erfolgte mit Gottfried Keller bei seinem Studienaufenthalt in Heidelberg (1848—50). Hier übte Ludwig Feuerbach einen bestrickenden Einfluß auf den religiös haltlosen Geist des jungen Zürchers aus. Feuerbach hatte wegen seiner radikalen Anschauungen die Universität Erlangen verlassen müssen und war auf Einladung von Heidelberger Studenten an den Neckar übergesiedelt, um da, unabhängig von der Universität, die ihm verschlossen war, philosophische Vorträge zu halten. Sein Auditorium bestand aus Bürgern, Arbeitern und Studenten. Schonungslos ging dieser materialistische Philosoph mit allem Christentum und aller Metaphysik ins Gericht, disputierte Gott, Unsterblichkeit und Ewigkeit hinweg und ließ nichts gelten als die Materie und das sinnlich Wahrnehmbare.

Dieser Mann mit seiner fecken Beredsamkeit tat es dem philosophisch wenig gebildeten Schweizer an. In einem Briefe an seinen Freund spricht Keller sich anschaulich über diese Abendkurse aus. Anfangs ging er zum Rathausaal mit der festesten Entschlossenheit, von den Argumenten des Gottesleugners sich nicht umstricken zu lassen, und in den ersten Stunden, wo er fleißig nachschrieb, sucht er fieberhaft nach Gegenargumenten wider die Einwendungen des wortgewandten Lehrers, allein schon nach der fünften oder sechsten Stunde läßt er die Feder sinken, wird geblendet vom schillernden Phrasenwerk des Materialisten und verwandelt sich in dessen begeisterten Schüler — ein schlagender Beweis auch, wie die akademische Jugend schwach und wie Wachs empfänglich der oft verhängnisvollen Einwirkung atheistischer Lehrer gegenübersteht. Als Resultat des Heidelberger Aufenthaltes gibt uns Keller die Worte:

„Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident oder erstem Konsul, welcher nicht viel Ansehen genoß; ich mußte ihn absehen.“

Doch behält der Dichter nach seiner Art die Akten offen, bereit, auf andere Eindrücke hin die religiöse Gefinnung neuerdings zu ändern.

„Ich kann nicht schwören, daß meine Welt sich nicht wieder an einem schönen Morgen ein Reichsoberhaupt wähle.“ Wahrhaft, ein kuriozes Christentum!

Er stellt sich dann die Frage: „Wird die Welt, wird das Leben profaischer und gemeiner nach Feuerbach?“ Und gibt die Antwort:

„Nein, im Gegenteil, es wird alles klarer, aber auch glühender, sinnlicher. Die Unsterblichkeit geht in den Kauf. So schön und empfindungsreich der Gedanke ist, kehre die Hand auf die rechte Weise um, und das Gegenteil ist ebenso ergreifend und tief. Ich kann dich versichern, daß man sich zusammen nimmt und nicht eben ein schlechter Mensch wird.“

Im „Grünen Heinrich“ ist es Dortchen Schönsund, vom Dichter mit besonderer Sorgfalt und nicht ohne Tendenz gezeichnet, welche Protest erhebt gegen den Unsterblichkeitsglauben und den Beweis erbringen soll, daß der Sterblichkeitsglaube die Menschen keineswegs ärmer und unedler werden läßt, daß er im Gegenteil die Blüte zarter Menschlichkeit hervorzaubert (!). Feuerbach ist der Philosoph dieses Kreises, in dem er „gleich einem Zaubervogel den Gott aus der Brust von Tausenden hinwegfang“.

Der Aufenthalt in Berlin hat Kellers religiösen Radikalismus noch mehr bestärkt; er hat ganz gebrochen mit dem christlichen Glauben. Zahlreiche Male kommt das bei ihm zum Ausdruck:

„Ich hab in kalten Wintertagen,
In dunkler, hoffnungsarmer Zeit,
Ganz aus dem Sinne dich geschlagen,
O Trugbild der Unsterblichkeit!“

Ein unbestimmtes, wenig klares Wesen im religiösen ist unserm Dichter in der Folge stets geblieben. Als Zürcher Staatschreiber hatte er alljährlich die Bettagsmandate zu verfassen; in diesen, sowie in den dichterischen Produkten seiner Feder, namentlich im „Verlorenen Lachen“ und in den „Leuten von Seldwylä“ bekennt sich Keller naturgemäß als einen begeisterten Anhänger der liberal-freisinnigen protestantischen Theologie und Geistesrichtung.

Doch hindert ihn das nicht, die positiven Leistungen der reformerischen Pfarrherren scharf zu kritisieren.

„Es schien mir, so sagt er im „Verlorenen Lachen“, der Mühe wert, nachzuzeichnen, wie auch in den verfeinerten Verhältnissen der sogenannten freisinnigen Religiosität Unheil und Familienstreit entstehen kann. Uebrigens ist nach meiner tiefen Ueberzeugung die sozial-konventionelle, freie Theologie und Kirchlichkeit nicht haltbar, und der reguläre Glaube, „etwas müsse sein wegen des Plebs“, wird, wie jede Selbstanlügerei, ein schlimmes Ende nehmen. Die bewußte Verlogenheit aber macht sich bereits im Charakter der Neupriester geltend, und zu den alten Lasten kommt noch die Eitelkeit und rhetorische Prunksucht, das Histrionentum.“

Einen dieser „Neupriester“ zeichnet Keller mit Meisterschaft und beißendem Spott im reformerischen Pfarrer von Schwanau, der vom persönlichen Gott und von Unsterblichkeit nichts wissen will, einen pompösen, äußerlichen Gottesdienst einführt und durch hohlen Phrasenschwall voll blumiger Rhetorik die Gemeinde „erbaut“, bis er am Sterbebett einer alten Frau, der er kein Trostwort weiß, seine Religion und sein Seelsorgeramt aufgeben muß.

In dieser Novelle zeichnet sich Gottfried Keller eine Figur — Jucundus — die offenkundig seine Seelenzüge trägt. Darnach ist es ein einziges, ewiges Gesetz, nach dem sich alles Weltgeschehen vollzieht. Sinn und Ordnung regiert die Welt. Aber das Universum ist nicht Monarchie. Jenes eine Staatsoberhaupt, von dem Keller früher oft sprach, ist abgesetzt für immer. Das Universum ist Republik, in welcher volle Freiheit aller vor dem Gesetze gilt. Jeder erfreut sich der Freiheit, aber diese Freiheit ist nicht Schrankenlosigkeit. Ihre Grenze findet sie in der Verantwortlichkeit aller allen gegenüber. Die Summe aller Einzelnen bildet schließlich eine Art von Souverän, vor dessen Forum ein jeder Rechenschaft abzulegen hat. Die Frage nach der persönlichen Unsterblichkeit hat der Dichter einfach bei Seite geschoben. Er tröstet sich darüber mit dem Gedanken, daß es des Unerforschlichen viel gibt, und daß das Ewige sich verbirgt und nicht leicht vom Sterblichen zu enträtseln ist. In der That, ein seltsames Christentum, worin metaphysische Träumerei mit der Volksvergötterung des feurigen Republikaners zu sonderbarer Harmonie vereint ist.

So steht Gottfried Keller am Schlusse seiner Laufbahn da wie Göthe, daß er das Unerforschliche still verehrt und dabei Kirche und Christentum nach ihrer geschichtlichen Erscheinung nur anschaut wie einen verfallenen Tempel.

Wir missen somit in dem sonst größten schweizerischen Dichter der Neuzeit dasjenige, was erst die Vollendung der Kunst ausmacht und bedingt, die harmonische Einheit und Klarheit der Weltanschauung. Merkwürdig, wie selbst die genialsten Geister unaufhaltsam ins Uferlose und Bodenlose kommen und alle Sterne und jeden sichern Kompaß verlieren, sobald sie von dem ewigen Licht der christlichen Wahrheit abfallen! Und das sind die Evangelisten der modernen Zeit, die Herolde des Naturalismus. Was Wunder, wenn die kleinern Geister und die breiten Massen noch weiter abirren und aus dem Evangelium unserer Geistesheroen die Konsequenzen des praktischen Materialismus ziehen, von der Leugnung des Dogmas zum Umsturz der Moral weiter schreiten und der Welt das Schauspiel eines weithin entfittlichten Geschlechtes darstellen. Ueber das Christentum hinaus, über Kreuz und Kalvaria gibt es keine Fortentwicklung der Menschheit.

Rute und Strafe geben Weisheit; der Knabe aber, dem sein Wille gelassen wird, macht seiner Mutter Schande.

(Sprüchw. 29, 15.)